

1. Auflage September 2011
Copyright © 2011 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Layout und Satz Ulrike Theilig | Das Herstellungsbüro, Hamburg
Satz Minion Pro OpenType (InDesign)
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 498 00669 3

Inhalt

- Vorwort 7
- 1** Eine Familiengeschichte: «WIR HABEN VERGESSEN ZURÜCKZUKEHREN» 9
- 2** Wir wollten keinen auf Hochglanz gestylten Film: «KURZ UND SCHMERZLOS» 35
- 3** Ein riesengroßer Abenteuerspielplatz: «IM JULI» 69
- 4** In der Cinema-Paradiso-Falle: «SOLINO» 93
- 5** Ein Tanz auf der Rasierklinge: «GEGEN DIE WAND» 115
- 6** Das musikalische Porträt einer Stadt: «CROSSING THE BRIDGE – THE SOUND OF ISTANBUL» 147
- 7** Man lässt die Toten weiterleben, indem man an sie denkt: «AUF DER ANDEREN SEITE» 167
- 8** Diesen Film war ich Hamburg schuldig: «SOUL KITCHEN» 193
- 9** The Creator has a Masterplan: Der Teufel muss warten 215

Anhang

- Chronik 239
Bibliographie 243
Register 251
Bildnachweis 256

*In Erinnerung an
Jeanette Würl
(1959–2011)*

Vorwort

«Im Clinch» ist ein erzähltes, kein geschriebenes Buch: Fatih Akin in his own words – authentisch, unverstellt, direkt, lebendig. Dem Buch liegen Gespräche zugrunde, die die Herausgeber über mehrere Monate mit Fatih Akin geführt haben. Wer je erlebt hat, wie er seine Filme im Kino vorstellt, weiß, dass er für sie kämpft und dabei sein Herz auf der Zunge trägt. Von ihm sind keine inhaltsleeren Statements zu hören, sondern Anekdoten aus der oftmals abenteuerlichen Produktionsgeschichte von Filmen, die international Furore machten, in den Filmkanon Eingang gefunden haben und Gegenstand wissenschaftlicher Abhandlungen geworden sind. Doch gegen kulturelle Zuschreibungen und Festlegungen – auf die Rolle eines Repräsentanten des deutsch-türkischen Kinos, auf ein Filmgenre oder einen Stil – hat er sich immer gewehrt. Fatih Akin hält nichts von ästhetischen Dogmen oder programmatischen Erklärungen; seine Position – und er hat eine Haltung – entwickelt er im Dialog.

Mit Beharrlichkeit und Leidenschaft hat sich Fatih Akin den Weg ins Filmgeschäft gebahnt, doch immer sich seine Unabhängigkeit bewahrt. Er reibt sich an cineastischen Vorbildern (Martin Scorsese, Emir Kusturica, Yilmaz Güney, um nur einige zu nennen), doch zu seinen Helden zählen ebenso Bruce Lee und Muhammad Ali. Er dreht mit Wut im Bauch und verfügt über die Berserker-Qualitäten eines Rainer Werner Fassbinder, ist zugleich aber ein Romantiker, der voller Zärtlichkeit und Liebe zu seinen Figuren existenzielle Themen umkreist.

Das Buch bietet einen Werkstattbericht, der nichts beschönigt. Ausruhen auf Lorbeeren – sei es der Goldene Bär der Berlinale oder das Bundesverdienstkreuz – gibt es nicht. Ein Fatih Akin lässt sich nicht eingemeinden, weder von der Filmindustrie noch vom politischen Establishment. «Filmemachen ist wie Boxen», sagt er: «Kräfte einteilen, Taktik, Timing.» Oft genug lag er im Clinch mit sich selbst. Es ist die rechte Zeit für einen Blick zurück, denn nun beginnt Phase zwei. Fatih Akin weiß, dass er seinen besten Film noch vor sich hat. Also steigt er wieder in den Ring. Der Kampf geht weiter.

Hamburg, Juli 2011

Volker Behrens, Michael Töteberg



1 Eine Familiengeschichte: «Wir haben vergessen zurückzukehren»



Die Hochzeit meiner Eltern. Mein Vater hat schon in Deutschland gelebt und ist mit seinem ersten Auto, einem VW mit Hamburger Kennzeichen, in die Türkei gefahren.

Im Jahre 1966 kam mein Vater, Mustafa Enver Akin, 22 Jahre alt, nach Deutschland, um als Gastarbeiter sein Glück zu suchen. Seine ältere Schwester Türkan war schon hier, ihr Mann war einer der ersten Gastarbeiter in Hamburg. Außerdem war mein Vater Seemann, ihn reizte der Hamburger Hafen.

Er fand Arbeit in einer Chemiereinigungsfabrik. Zwei Jahre wollte er in Deutschland bleiben, Geld sparen, um sich einen Motor für sein Boot zu kaufen, und sich dann in der Heimat eine sichere Existenz aufbauen.

Nach einem Jahr kamen seine jüngeren Brüder Yunus und Nejat nach. Vater half den beiden, Arbeit zu finden, und so waren nun vier von sieben Geschwistern in Deutschland.

Nejat, der Jüngste, hielt es nicht lange aus. Nach einer Schlägerei musste er in einer Nacht-und-Nebel-Aktion das Land verlassen. Da waren es nur noch drei.

Die zwei Jahre kamen und gingen, und Vater entschied, in Deutschland zu bleiben, vielleicht noch ein Jahr oder weitere zwei Jahre.

Exposé
zu «Wir haben vergessen zurückzukehren», 1999

Das Junggesellenleben wurde ihm auf Dauer wohl zu stressig. 1968 hat er meine Mutter – sie war 19, Lehrerin in einer Kleinstadt, mein Vater 25 – kennengelernt und sie im selben Jahr geheiratet. Er hat sie überredet, ihm nach Deutschland zu folgen.

Meine Mutter war nie westlich von Istanbul gewesen. Durch Bulgarien, Jugoslawien, Österreich erreichten sie Deutschland. Die ganze Fahrt über hatte sie nur geweint und sich gefragt, was in Teufels Namen sie hier überhaupt verloren hat. Als sie das erste Mal nach Deutschland kam, regnete es.

Nach dem ersten Schock gewöhnte sie sich an ihr neues, fremdes Zuhause und fand eine Stelle bei Montblanc am Fließband. Es gab viele Landsleute. Und da war ja noch mein Vater, der ihr immer wieder garantierte, dass es nur für ein paar Jahre sei.

Mein Bruder wurde geboren, das war 1970, und meine Eltern waren sich beide einig, dass Cem die Schule in der Türkei besuchen sollte. Damit war ein zeitliches Limit gesetzt: Bis zur Einschulung wollten sie in Deutschland bleiben.

1973 kam ich auf die Welt, und solange ich denken kann, denke ich auf Deutsch, obwohl wir zu Hause immer Türkisch gesprochen haben. Wahrscheinlich der Einfluss von Onkel Lutz und Frau Meyer, unseren deutschen



Nachbarn, die auf meinen Bruder und mich aufgepasst haben, während meine Eltern arbeiten waren.

Cem wurde dann doch in Hamburg eingeschult und das Limit auf unbestimmte Zeit verschoben. 1980, inzwischen war mein Vater 15 Jahre hier, konnten sich türkische Lehrkräfte bei der Schulbehörde bewerben, weil Emigrantenkinder in einigen Schulen zweisprachig unterrichtet wurden.

Meine Mutter bewarb sich und wurde nach zwölf Jahren wieder Lehrerin. Für sie war das die Erfüllung all ihrer Gebete.

In den 1980er Jahren fuhren die ersten Familien wieder zurück in die Motherlands, auch meine Eltern überlegten lange. Die Schwester meines Vaters kehrte 1984 zurück, sein Bruder Yunus 1985. Doch wir blieben. Das neue Limit war nun Cems Abitur, obwohl das Quatsch war, denn da war ja noch immer ich, der auch noch Abi machen sollte.

Die Schwester meines Vaters ging zurück, weil die Ärzte einen Knoten in ihrer Brust entdeckten und ihr nur noch sechs Monate zu leben gaben. Sie wollte unbedingt in der Türkei sterben und kehrte mit ihrer Familie zurück. Das ist jetzt 15 Jahre her. Sie lebt heute glücklich und munter in Istanbul.

Yunus hatte Geld zusammengekratzt und wollte in Istanbul eine Teppichwäscherei eröffnen. Das große Geld machen. Er ging zurück und machte Bankrott.

Es gab noch einen weiteren Grund für die Rückkehr vieler Familien: die Ausländerfeindlichkeit, die Ende der 1980er Jahre zunahm.

Meine Eltern blieben. Trotz Mölln und Solingen.

Das neue Limit sollte mein Abitur sein, doch sie merkten, ihre Kinder waren eigentlich schon Deutsche geworden. Sie sprachen Deutsch viel besser als Türkisch, hatten deutsche Freundinnen und wollten hier auch studieren.

Und 1994 wurden sie dann endlich das, was sie nie erwartet hätten ... sie wurden selber Deutsche!

Ich war kein wildes Kind – das kam erst viel später –, eher ein neugieriges, verträumtes Kind. Mein Bruder Cem und ich sind recht behütet aufgewachsen. Unsere Eltern haben uns bedingungslos geliebt, auch wenn sie streng waren, wie es türkische Eltern oft sind. Ohrfeigen ab und an, auch Prügel. Heute bestreiten das meine Eltern natürlich: Sie hätten uns

nie geschlagen. Aber mein Vater konnte gut austeilen.

Wir hatten keinen Luxus, aber auch keine Geldsorgen. Es fehlte uns eigentlich an nichts. Anfangs, als meine Eltern Ende der 1960er Jahre nach Deutschland kamen und noch im Duschweg wohnten, lebten sie am Existenzminimum: Einzimmerwohnung mit Gemeinschaftstoilette im Flur usw. Aber von Ausländerfeindlichkeit haben wir nichts gespürt. Wenn meine Eltern keine Zeit hatten, weil sie arbeiten mussten, haben die Nachbarn auf uns aufgepasst: Frau Meyer und Onkel Lutz, ein älteres Ehepaar, dessen Kinder längst aus dem Haus waren. Für Cem und mich waren sie ein bisschen wie Großeltern. Ihr Pudel hieß Foxi, sie hatten immer etwas zu naschen und nahmen uns manchmal mit in ihren Schrebergarten. Frau Meyer hat meine Mutter immer Heidi genannt, weil Hadiye ihr zu kompliziert war.

Deutsch gelernt habe ich auf dem Spielplatz. Zu Hause sprachen wir nur Türkisch; wenn Cem und ich untereinander Deutsch sprachen, hat meine Mutter geschimpft. Meine Eltern sind



Deutschland 2000. 59 min.

BUCH, REGIE: Fatih Akin. **KAMERA:** Gordon A. Timpen. **TON:** Jörn Martens, Stefan Schmahl. **SCHNITT:** Andrew Bird. **SCHNITT-ASSISTENZ:** Nikolai Hartmann

MITWIRKENDE: Fatih Akin, Hadiye Akin, Mustafa Enver Akin, Cem Akin, Adam Bousdoukos u. a.

PRODUKTION: MegahertzTV Fernsehproduktion / BR / WDR. **PRODUZENT:** Franz X. Gernstl, Fidelis Mager. **URAUFFÜHRUNG:** September 2000, Filmfest Hamburg

Der Dokumentarfilm entstand für die TV-Reihe «Denk ich an Deutschland». Fatih Akin begibt sich auf eine sehr persönliche Suche nach seinen familiären und kulturellen Wurzeln. Er besucht die Orte seiner Kindheit in Hamburg-Altona, spricht mit seinen Eltern über ihre Erfahrungen in der «neuen Heimat» und ihren Arbeitsalltag. Im zweiten Teil reist er nach Istanbul, wo die inzwischen zurückgekehrten Verwandten leben, und weiter in das Fischerdorf Filyos am Schwarzen Meer, von dem sein Vater einst auszog, um in Deutschland ein neues Leben zu beginnen.

«Ich wollte meine Familie nicht inszenieren. Es ist ein intimer Film, deshalb steht ein Laie hinter der Kamera. Ein Homemovie, so nichtprofessionell wie irgend möglich.»
Fatih Akin

Wir haben vergessen zurückzukehren

religiös, sie beten fünfmal am Tag, aber meine Mutter trug nicht Kopftuch. Ich wusste sehr früh, was Weihnachten ist, und habe meine Eltern nach Geschenken gefragt. Wir hatten auch einen Weihnachtsbaum. Als



muslimisches Kind bin ich in einem katholischen Kindergarten gewesen, zusammen mit deutschen, italienischen, afrikanischen Kindern.

Deutschland war damals ein anderes Land. Ich bin in einer Zeit geboren, da waren wir Gastarbeiter, heute sind wir Einwanderer, doch Probleme mit der Integration scheint es weniger gegeben zu haben als heute. Vielleicht liegt es auch an den Medien: Als wir Kleinkinder waren, da gab es drei Fernsehsender, natürlich alle auf

Deutsch, zwei türkische Zeitungen und Radio Köln, das eine halbe Stunde türkisch sendete, danach kamen die Griechen. Heute gibt es Internet auf Türkisch, du kannst jede türkische Zeitung bekommen, hast Satellitenfernsehen – die Folge ist eine globale Ghettoisierung. Du warst damals viel mehr gefordert, dich zu integrieren; heute musst du gar nicht mehr Deutsch sprechen.

■ **Als du vor zehn Jahren deine Eltern für WIR HABEN VERGESSEN ZURÜCKZUKEHREN interviewt hast, hast du da Dinge erfahren, die du vorher nicht wusstest?**

Ja, sehr viele. Man nimmt die Geschichte der Eltern immer als selbstverständlich an. Das Leid meiner Mutter war mir nicht bewusst: dass sie nach ihrer Ankunft in Deutschland jahrelang nur noch geweint hat und wie viel Kraft es sie gekostet haben muss, sich gegen meinen Vater durchzusetzen. Ich erinnere mich, dass es oft Streit zwischen meinen Eltern gab, vor allem in der Zeit, als sie noch nicht Lehrerin war. Meine Mutter ist die Akademikerin in der Familie und wollte nicht bloß Hausfrau sein.



Hadiye Akin: Ich bin, wie ich bin

Als mein Sohn Fatih fünf Jahre alt war, 1978, las ich in der Zeitung, dass die Schulbehörde türkische Lehrer suchte. Ich war wie elektrisiert und (...) meldete mich kurz darauf bei der Schulbehörde zur Prüfung für den Lehrerberuf an. Das Diktat, das ich dort schreiben musste, fand ich nicht schwierig, nur mündlich war ich nicht so gut. Ich war nervös, denn es gab sehr viele Bewerber für 30 Stellen, und die meisten hatten richtige Deutschkurse gemacht. Aber ich bestand trotzdem.

Als ich von der Prüfung nach Hause kam, waren mein Mann und mein Schwager gerade dabei, das Auto zu reparieren. «Ich habe bestanden», rief ich ihnen zu, «ich bin endlich Lehrerin!» – Den beiden ist das Werkzeug aus der Hand gefallen: «Nein ... unmöglich!» – «Doch», rief ich, «das ist möglich.» – Mein Mann sah auf einmal so niedergeschlagen und traurig aus. Er hatte mir das nicht zugetraut, weil für ihn Deutsch so eine schwierige Sprache ist. Aber ich konnte es nicht ändern, ich sagte zu ihm: «Ich bin, wie ich bin.»

Aus: Michael Richter, «gekommen und geblieben»; Hamburg 2002

Wenn sie abends außer Haus gehen und einen Deutschkurs besuchen wollte, war das ein Drama. Die Urangst des Macho: Der Mann sitzt zu Hause, während seine Frau allein draußen ist und Deutsch lernt, womöglich mit anderen Männern ...

Türkan, die Schwester meines Vaters, lebte auch in Hamburg, in Osdorf. Wir waren oft bei ihnen zu Besuch, schon deshalb, weil wir nur eine Dusche hatten und sie eine Badewanne, die wir mit benutzen durften.

Ihr Sohn Hikmet, fünf Jahre älter als ich, hatte einen Super-8-Projektor, da gab es immer kleine Vorführungen. Das war ein Ritual: Alles dunkel machen. Die Filmspulen einlegen. Wir haben die Filme auf eine weiße Raufasertapete projiziert. Hikmet hatte nur den ersten Akt von *TODESGRÜSSE AUS SHANGHAI*, den aber kenne ich auswendig; wenn ich den Film heute sehe, ist mir jedes Geräusch vertraut. Mindestens genauso faszinierend wie Bruce Lee, der allen auf die Schnauze haut, war das Ritual.

Licht und Schatten, das Rattern des Projektors. Dann das Rückspulen, die Filme rückwärtslaufen lassen, das war was!

Mit Spielzeug habe ich Filme nachgespielt und Geschichten erfunden. Verfolgungsjagen und so etwas. Lesen und schreiben konnte ich bereits vor der Einschulung, das hatte mir meine Mutter beigebracht.

Ich habe mir ein Vokabelheft genommen

und imaginäre Namen aufgeschrieben, von Schauspielern, Regisseuren, Kameramännern. Mein Cousin Hikmet wollte selbst einen Film drehen, hat ein Drehbuch geschrieben, und mein Bruder sollte Bruce Lee spielen. Hikmet hat irre gespart, um das Geld für eine Super-8-Kamera zusammenzubekommen. Dieses Drehbuch war Thema für zwei bis drei Jahre, doch dann ist seine Familie in die Türkei zurückgekehrt.

▪ Warst du als Kind auch im Kino?

Mein Vater ist mit uns ins Kino gegangen, in Disney-Zeichentrickfilme im UFA-Palast oder im Kinocenter, direkt gegenüber vom Hauptbahnhof. Da gab es zwei Kinosäle, es liefen *CAP UND CAPPER* und *CALIGULA*. Weil wir eine Vorstellung verpasst hatten, mussten wir eine Stunde vorm Kino rumstehen, haben Pommes gegessen und uns die Aushangbilder angeschaut. Auch von *CALIGULA*. «Guck nicht so auf dieses Plakat!» Mit meiner Mutter war ich nie im Kino, das war Daddys Job sozusagen.

Ich bin eher ein Kind des Video-Zeitalters. Zuerst haben wir bei Freunden und Verwandten geguckt. Einige Familien waren so luxuriös



ausgestattet, dass sie zwei Recorder hatten. Dann haben die Eltern im Wohnzimmer türkische Filme geguckt und wir im Kinderzimmer Kung Fu, Louis de Funès und Bud Spencer, aber auch Sergio Leone und Clint Eastwood. *HÄNGT IHN HÖHER* ist ein Film, den ich mit acht Jahren auf Video gesehen habe.

Der Sohn eines Arbeitskollegen meines Vaters hatte eine der ersten Videotheken in Hamburg, in der Stresemannstraße. Da haben wir vieles gesehen, was nun gar nicht für Kinder bestimmt ist. Als meine Mutter im Krankenhaus war und mein Vater Überstunden in der Fabrik machte, sollte die Video-Familie auf Cem und mich aufpassen. Wir durften uns etwas aus dem Katalog aussuchen. Ich wollte *TIM UND STRUPPI* gucken, aber mein Bruder meinte: «Nein! Wir schauen jetzt *ZOMBIES IM KAUFHAUS*.» Oder *MAN-EATER*, irgendeinen Horrorfilm. Du bist acht Jahre alt und siehst abgehackte Füße, wie Gedärme rausgerissen und aufgegessen werden ... Ich konnte nicht schlafen, mein Bruder aber auch nicht. Wir sind zu meinem Vater ins Bett gekrochen. Schnell hat er den Grund herausgefunden und seine Freunde zur Schnecke gemacht.

▪ Hat das Schädien hinterlassen?

Ja. Ich glaube, deswegen bin ich letztendlich Regisseur geworden.

▪ Und was hat deine Mutter dazu gesagt?

Meine Mutter war für die klassische Erziehung zuständig, sie überwachte die Hausaufgaben etc. Sie war Lehrerin, und ich war nie ein wirklich guter Schüler. Ich habe viel Quatsch gemacht in der Schule, war der «Klassenkasper». Es gab oft Theater mit der Schulleitung und mit Eltern, die sich beschwert haben. Obwohl ich immer Probleme mit Leistungsdruck hatte, war die





Schule im Großen und Ganzen schon gut zu mir. Auf dem Gymnasium hatte ich eine Klassenlehrerin, eine echte Bezugsperson; ich war in sie sogar verliebt. Ein anderer Lehrer, den wir damals «Magnum» nannten, ist übrigens Statist in SOUL KITCHEN. Es gab aber auch Lehrer, die mich nicht mochten – sie haben geschnallt, dass ich mich durchmogele.

Ich habe mich schon immer für Deutsch interessiert und viel gelesen. Böll, Grass, später Goethe und Lessing. «Die Schachnovelle» von Stefan Zweig hat mich so beeindruckt, dass ich das Buch verfilmen wollte. (Mit Lars Rudolph in der Hauptrolle. Jemand, der mit Schach vergiftet wird, da kommt nur er in Frage. Dieses Innenleben zu visualisieren, finde ich eine große Herausforderung.) Mark Twain lese ich auch heute noch gern. Meine Mutter hatte uns sehr früh Ausweise für die Bücherhalle besorgt, die sich im Hamburg-Haus am Doormannsweg befindet. Ich habe dort «Tim und Struppi»-Comics und Jules Verne ausgeliehen. Und meine ersten Filmbücher – mit 10 Jahren ein Buch über Polanski, dabei kannte ich keinen einzigen Film von ihm.

Aber ich war in keinem Fach außerordentlich gut, auch nicht in Deutsch. Nicht mal in Sport hatte ich eine Eins.

Adam Bousdoukos habe ich in der Schule kennengelernt. Wir sind zusammen eingeschult worden, 1984, waren aber in zwei verschiedenen Klassen. Er war der Kasper in seiner Klasse. Wir waren sozusagen konkurrierende Clowns und haben uns in den ersten Jahren misstrauisch beäugt. Ab der 7. Klasse musste man eine zweite Fremdsprache wählen, und ein Gerücht ging damals um, Spanisch sei besonders einfach zu lernen. Da saßen Adam und ich sofort an einem Tisch. Das war der Beginn einer wunderbaren Freundschaft.

Witzigerweise war Adam Schüler meiner Mutter. Sie hatte meistens Übergangsklassen, in denen türkische Schüler Deutsch lernten, ein Modell, das Hamburg als erstes Bundesland ins Leben gerufen hatte. In einer der Klassen, in denen sie Vertretungsunterricht gegeben hat, war auch Adam.

